geheuer, wie konntest Du den ehrwürdigen Herrn in dieser Weise beleidigen? Mein lieber, guter, braver Onkel, unser hervorragender Erbonkel! Er wird uns schließlich noch auf ein Legat setzen wegen Deines unerhörten Benehmens. Aber das sage ich Dir, dann mache ich Dir einen unerhörten Krach. Ausrücken werde ich Dir, verstehst Du? Scheiden werde ich mich von Dir lassen, verstehst Du? Morgen gehst Du hin zum Onkel und leistest ihm Abbitte, verstehst Du? Ich habe schon heute angedeutet, daß Du gestern in einem Anfall von ....“ sie tippte bedeutungsvoll mit dem Zeigefinger nach ihrer Stirn, „verstehst Du? Und gehst Du nicht, dann sollst Du mal sehen, den Krach, na, den Krach — —!“

Eduard retirierte in sein Arbeitszimmer. Als er merkte, daß sich der Sturm gelegt hatte, schlich er in sein Bett. Vor dem Einschlafen faßte er aber den festen Vorsatz, niemals in seinem Leben mehr einen Krach zu provozieren.

Schiller und der Adelstitel.

Die „Frankf. Ztg.“ beschäftigt sich mit dem Eindruck, den seine Adelung auf Schiller machte. Sie zitiert:

Das Interessanteste, was über Schillers Adelstitel gesagt werden kann, stammt von ihm selbst: er schrieb am 29. Oktober 1802 an seinen Schwager Pfarrer Frankh:

„Die Zeitungen haben mir den Adel von Wien aus zuerkannt; ich selbst habe aber noch nichts von dorther erhalten. Indessen mag an dem Gerücht etwas Wahres sein, denn ich habe Ursache, zu vermuten, daß mein Herzog mir ein Geschenk damit machen wollte.“

Am 16. November erhielt er die Mitteilung direkt, und am 29. November 1802 heißt es in einem Briefe an Körner:

„Daß mein Schwager (von Benlwitz) den ersten Posten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte etwas Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses alles bringt dieser Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirat hatte, restituiert wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vorteil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel gewonnen.“

An Wilhelm von Humboldt schreibt Schiller scherzhaft am 3. März 1803:

„Sie werden gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich's um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen. Lolo ist jetzt recht in ihrem Element, da sie mit ihrer Schleppe am Hofe herumschwänzelt.“

Charlotte von Schiller schrieb an Fritz von Stein:

„Aus dem Adelsdiplom kann jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist.“ An ihre Schwägerin Luise Frankh: „Wie ich über diese Dinge dachte, habe ich gezeigt, und man wird mir, hoffe ich, nicht zutrauen, daß ich so etwas gesucht hätte; doch ist mir jeder Beweis einer öffentlichen Achtung, der Schiller widerfährt, erfreulich, weil ich gern sehe, daß man seine Verdienste anerkennt. Auch kann man nicht wissen, wozu es bei den Kindern in Zukunft führt.“

Lustige Ecke.

* Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier: Also das rauchlose Pulver ist in Anwendung gekommen, damit man beim Schießen nicht so leicht bemerkt wird. Müpelmann, weshalb hat man jetzt das rauchlose Pulver? — Rekrut: Damit man nichts merkt, wenn man totgeschossen wird.

* * *

* Seine Ansicht. Baumeister: Befehlen Durchlaucht, daß das neue Blindenhaus mit großen oder kleinen Fenstern versehen werde? — Durchlaucht: Fenster? Wozu Fenster für die Blinden?

Knack-Mandeln.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 15: „Hohenzollern in Taormina.“

(Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Hohenzollern in Italien oder Sizilien, Kaiser Wilhelm in Taormina.)

Richtige Lösungen gingen ein 72, überhaupt 75. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau H. Petersen, Anna Schultze, Frau M. Klockau, E. v. Wiesenthal, Marie Herrmann, Otto Wichmann, Max Schubert, Otto Schuster, Karl Heuber, Otto Kopsch, Gebr. Steinmetz, Otto Richter, G. Schieroth, Karl Petersen, Frau W. Hoffmann, Lore Lehmann, Max Fischer, Alwine Körber, Käthe Krüpp, Frau J. Arndt, Hugo Fischer, Louise Bosz, Max Grosz, Alma Roich, Otto Funke, Fr. Goltze, Gotthold Welchsche, A. Gerwig, Paul Schwarz, M. Rust, Richard Schneider, Friedrich Gäbler, Louis Stück, Johannes Gathmann, M. Anton, Richard Schneider, Marie Allenstein, Woldemar Schmidt, R. Goldhammer, W. Zielmski, K. Brunner, Anna Volgt, Paul Böhme, Luise Richter, Frau Wipplinger, Geschw. Kaufmann, Paul Reichardt, Otto Pelsch, A. Schellenberg, Emma Kramer, Otto Herrmann, A. Heydatsch, Marg. Holzhausen;

von auswärts von: Elsbeth Creutzmann, Landsberg, Oskar Dietrich, Wernigerode, L. Schmidt, Minna Schumann, Merseburg, Otto Kühne, Neu-Dölau, Alice Könicke, Brachstedt, Frau E. Wartenberg, Schwittersdorf, Karl Sander, Plötzitz, Max Föddertz, Braunschweig, M. Wüstrich, Pelz, Karl Wüster, Leimbach, Karl Miethe, Schweinitz, Otto Gräbe, Kattowitz, Frau A. Laue, Bitterfeld, Martha Wolff, Nebra, Frau E. Krug, Helbra, Wilhelm Klüßendorf, Annendorf, H. Petersen, Mellebeu, F. Heergesselle, Zörbig.

Preis: Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild, von F. Gerstäcker

entfiel auf **Otto Kühne**, Neu-Dölau.

Preisrätsel.

Aus 61 Silben sind 16 Worte zu bilden und zu ordnen. Die Anfangs- und die Endbuchstaben ergeben dann, von oben nach unten gelesen, eine für die liebe Jugend erfreuliche Nachricht.

Die 61 Silben sind: a, a, be, ber, ce, da, di, e, e, el, en, er, er, eu, fa, fer, ge, ge, gi, gl, grab, ko, ku, le, li, li, li, lis, lo, lu, man, mi, mi, mi, mus, na, nat, ni, ni, nis, no, nor, o, pi, pie, pri, ra, re, re, res, rot, se, se, to, tor, tre, tu, u, va, za, zi.

Die gesuchten 16 Worte sind: Musikalischer Ausdruck, Aufzugsmittel, gemeinsame Ruhestätte, Krankheit, Name eines Sonntags, Fluß in Spanien, Sternbild, weiblicher Vorname, Unternehmung, Schwärmerei, japanischer Feldherr, geistliche Stellung, Stern, Name einer Kaiserin, Maske als Tölpel, politischer Parteistandpunkt.

Preis: Uhland's Gedichte, eleg. geb.

Zur Beachtung!

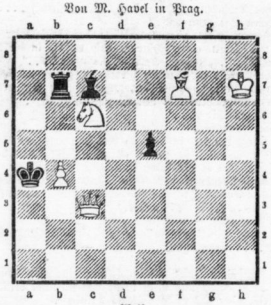
Es muß wieder einmal darauf hingewiesen werden, daß es bei der Einsendung der Rätsellösungen nicht genügt, nur das kurze Resultat, z. B. beim vorigen Rätsel „Beruf der Konfirmanden“ und bei dem letzten „Hohenzollern in Taormina“ anzugeben, sondern daß auch die dabei zu verwendenden oder zu findenden Worte zum Resultat hinzugesetzt werden müssen. Wird diese Vorschrift nicht beachtet, so ist Ausschluß von der Konkurrenz zu gewärtigen.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ einzusenden.

Auswärtige Gewinner eines Preises wollen gefl. sofort nach Bekanntgabe ihre genaue Adresse der Redaktion per Postkarte mitteilen, damit die Zustellung des Preises unverzüglich erfolgen kann.

Schachaufgabe.

Von M. Havel in Prag.



Weiß. (5+4)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 14.

(Dreizügiges Selbstmatt von Capraj.)

W. Ka8, De4, Sg4, h3, La5, Ba7, f3, g2.
Schw. Kh4, Dd1, La6, d8, Te8, Bg3, h5.

1. La5—d8: +, Te8—e7; — 2. Sg4—f6 +, T nimmt D; — 3. S f6 nimmt T +, D nimmt L + matt.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Feske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 16 Halle a. S., den 16. April. 1905

Blühender Flieder.

Skizze von Anna Treichel.

(Nachdruck verboten.)

Ein Friedhof. Totenstille, Grabesruhe ringsum — und doch ist's, als höre man die Wellen der Vergänglichkeit rauschen.

Auch hier Kontraste, schneidend harte, wie überall. Bunte, gaukelnde Schmetterlinge huschen taumelfroh und einander haschend dahin über die stillen Hügel — „laß' doch die Toten, sie sehen's ja nicht“ — prangende Blumen heben ihr Antlitz lichtlüstern der Sonne entgegen, während sie doch auf Staub und Moder wurzeln, — und über der kühlen schwarzen Erde wogt die schmeichelnde, leuchtende Luft, wie gesponnen aus Millionen Silberflittern, berauschende Duftwellen mit sich forttragend — memento mori — memento vivere! —

Weiß es der leichte Frühlingswind, wie es ausschaut in der Seele des bleich-ernsten Mannes, der dort an jenem frischen Hügel kniet, daß er ihm so lindleise das Haupt umfoset, als wollte er ihn trösten, ihn beruhigen, — gleichwie sanfte Hände über fieberglühende Stirnen streichen, um Frieden zu geben dem gequälten Hirne?!

So müde und gebrochen blickt das Auge des Mannes, als sei seine Seele gestorben, geübet in Folterqualen, und aufstöhnend preßt er sein grabdurchfurchtes Antlitz in die duftenden, blühenden Fliederzweige, die er seinem toten Weibe auf das Grab gelegt hat.

Liebte sie ihn doch so sehr, den blühenden Flieder, und hatte im Leben oft voller Entzücken hineingegriffen in die wunderholde Blütenpracht, aufjubelnd wie ein Kind. „Sieh' nur, Reimar, sieh'! Kann es wohl etwas Wonnigeres geben?“

Da hatte er sie lächelnd an sein Herz gezogen, ihr die blauen Kinderaugen zugeküßt und zu ihr gesagt: „Ja, meine Edith! Wonniger, viel tausend Mal noch ist doch das, was ich hier in den Armen halte!“ —

Wieder steht sie vor seines Geistes Augen da, in all ihrer Lieblichkeit und Holdseligkeit, mit jenem Zauber im Antlitz, wie ihn nur ein tief Gemüt und reiche Geistesgaben verleihen, und so zart, so durchsichtig zart, als gehöre sie nicht hinein in dieses robuste Leben voller Kampf und Streit!

Und nun tot — dahin!

Er kann es nicht fassen, obgleich er's gewußt hat von Anbeginn her, wie kurz der Glückstraum sein würde an ihrer Seite, wohnte doch ererbte Krankheit in ihrer Brust, ein Schwindsuchtskeim, der stetig wuchs und sich entfaltete zu fieberroter Todesrose!

Er wußte es und hatte Edith dennoch an sein Herz genommen, um die Wonne, sie sein Weib, sein Alles zu nennen, auszukosten bis zum letzten Atemzuge, und ruhig hatte er stets den Gedanken ausgedacht, daß es wie im Leben so auch im Tode für sie beide nur ein „Gemeinsam“ gab!

Edith aber ahnte nichts von ihrem Leiden und so hatte er ihr ein seliges „Ja“ von den Lippen geküßt, als er um sie warb, — dort auf der alten Bank unter dem Fliederbaume.

Seitdem war ihr dieses lauschig-stille Plätzchen lieber als alle die köstlichen Stätten, von des Südens Sonne umleuchtet, zu denen Reimar mit seinem jungen Weibe geflohen, sie zu bergen vor dem bösen Feind da innen, der sie verfolgte.

Ihr aber flüsterte er zu: „Zu kalt nordischer Himmel, um über unserem Glück zu blauen, Rosen des Südens sollen ihre Glut messen mit der unserer Liebe!“ —

Als der Frühling jedoch wiederkam, da erwachte die Sehnsucht unbezwinglich in Ediths Herzen und sie bat: „Reimar, laß uns heimkehren! Wie gern möchte ich mir selber daheim die ersten Blauveilchen pflücken und dann, ach dann, wieder auf der alten Bank unter dem Flieder sitzen — und träumen von unserem Glück, unserm jugendfrohen, grenzenlosen Glück!“

Reimar erfüllte ihren Wunsch.

So saßen sie denn auf der alten Bank, als der Flieder blühte, Hand in Hand, traumverloren! —

„Wie ist doch die Einsamkeit so schön!“ flüsterte Edith.

„Ja, aber vereinsamt sein, — ein tausendfach Wehe!“ sagte Reimar.

„Wir aber bleiben immer, immer beisammen, nicht wahr — bis daß der Tod uns scheidet!“

Und als Edith nun liebevoll zu Reimar aufschaute und seine Augen ihr plötzlich so seltsam entgegenleuchteten, voll von abgrundtiefem Weh, da flog es wie ein Ahnen auch über ihre Seele, und wie immer, wenn etwas sie erregte und bewegte, mußte sie dem Ausdruck geben in Versen, leichten, fließenden, wie sie ihr sinnig Gemüt so mühelos fand.

„Schnell, Reimar, spende mir ein weißes Blatt aus Deinem Merkbüchelchen, das Deine Edith Dir so vorsorglich zum Wiegenfeste bescherte, denn der Genius kommt wieder einmal über mich, wie mein gestrenger Eheherr immer neckend zu sagen pflegt — und ich muß ihn schnell haschen an seinen lichten Schwingen, damit er mir nicht auf und davon fliegt!“

Als Reimar ihrer Bitte willfahrte, da schaute Edith erst glanzvollen Blickes weit hinaus in die Ferne, als sähe sie dort etwas Wunderholdes, Zaubermächtiges — und dann bedeckte sie das Papier mit Versen:

„Lieb' Dich, blüh'nder Flieder, sehr,
— o, Du wonn'ges Lenzen! —
Mußt mein Maienglücke mir
Durch Dein Blüh'n ergänzen!
Lugt jedwede Dolde hold
Aus dem Blattgeflechte
Wie ein lieb' Gesicht heraus,
Das man küssen möchte!
Beide Arm' breit ich weit'n!
Lenz und Lieb' entgegen! —
Blüh'n den Flieder sollt ihr einst
Auf mein Grab mir legen!“

Reimar las es mit bebender Stimme und ihm wars, als hätten sich des Genius lichte Schwingen gewandelt zu todesdüsterm Schwarz, die zerpeitschten ihm die Seele mit heftigen Flügelschlägen.

„Reimar, blüh'nden Flieder legst Du mir auf's Grab, wenn ich sterbe!“ hauchte Edith. — Ein Stöhnen gab Antwort.

Dann riß er sein Weib an sich fest, fest, als wolle er sie verteidigen gegen eine Welt, und sie küßten sich, nicht wie jugendfrohes, grenzenloses Glück angesichts des Lebens küßt, sondern wimmer grenzenloser Schmerz angesichts des Todes küßt!

Schweigend gingen sie heim.

Und der Flieder blühte weiter in seiner ganzen Pracht. —

Edith aber welkte dahin.

Das Fieber hielt sie gepackt mit seinen Satansklauen und unter seinen Griffen schwand ihr junges Leben.

Wich denn nicht der Tod von ihnen, so er ihr Glück sah und ihres Reimars Liebe? Armes Kind, Glück ist ein herausfordernd Gut und reizt, es zu verderben!

Der Tod senkte die Fackel, tief und tiefer — bis sie erlosch.

Wieder blühte der Flieder, da Edith's letzer Hauch ihren verzweifelnden Gatten traf!

„Nun muß ich doch von Dir gehen, Reimar — ach, es tut so

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050416067/fragment/page=0001

weh — lebe wohl — grüß' die alte Bank, wo wir uns küßten zum ersten Male — lege mir blühenden Flieder auf's Grab — o, wie wird es dunkel — mach' doch die Fenster auf — ich will Sonne haben — Licht — viel Sonne — und Liebe — und Leben!"

Der bleiche Mann dort am Grabeshügel erwacht wie aus einem Traum und atmet dann auf, tief und befreit wie einer, der sein Lebenswerk vollendet hat und nun nichts mehr zu schaffen weiß, sondern der Ruhe entgegengeht, der erlösenden, ewigen Ruhe!

Liebkosend streicht seine Hand über die blühenden Fliederzweige, die er seinem toten Weibe auf das Grab gelegt nach ihrem letzten ihm heiligen Wunsche — einen Kuß drückt er auf ein zerknittertes Blatt Papier in seiner Rechten — Verse stehen darauf, von Tränen fast verlöscht — dann kracht ein Schuß — purpurn blüht es auf — — Wozu auch ein Leben ohne Glück, ohne Liebe?!

In der Postkutsche.

Von Else Meerstedt.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Straße, die von Dresden nach Leipzig führt, rasselt schwerfällig die Postkutsche dahin. Hei hussa, wie der Schwager die Peitsche schwingt, daß es eine Lust ist, und wie die vier dicken Gäule hurtig ausgreifen, wenn sie des Schwagers feste Hand verspüren! Der Postillon muß doch sein ganzes Können in der Kunst des Rosselenkens zeigen, denn eine gar hübsche Demoiselle, fein und zierlich anzuschauen, hat in der Posthalterei der Stadt Dresden seine Kalesche bestiegen und es sich darin mit viel Gepäck und einer alten Tante bequem gemacht. Die Junge muß wohl ein gar reiches und vornehmes Jungfräulein sein, überlegt er sich, denn ihre Kleider waren von feinstem Stoff, das Hütchen mit großen wallenden Federn garniert und lange seidene Handschuhe spannten sich über zierliche Finger und wohlgerundete Arme. Ein gutes Trinkgeld war ihm gewiß, und in der Vorfreude auf den blanken Silbertaler, den ihm die Demoiselle gewiß nach beendeter Fahrt in die Hände drücken würde, faßt er nach seinem Posthorn und „Es stehen drei Sterne am Himmel" schallt es lustig in die Weite.

Während der Schwager kreuzfidel sein Stücklein bläst, sitzt die hübsche Demoiselle in einer Ecke der Postkutsche, vis-à-vis die alte Tante, und schaut mißmutig zum Fenster hinaus. Die nickenden Gräser und Halme, die bunten Blümlein, der blaue Himmel und der goldene Sonnenschein, überhaupt der ganze Zauber eines prächtigen Sommermorgens, vermögen sie nicht aus ihrer Mißstimmung zu reißen. Sie hatte sich so reizend bei Tante und Onkel Ordinarius Balter in Dresden amüsiert und vorläufig noch gar nicht an die Heimreise gedacht. Da schreibt ihr gerade vor einer Woche ihr gestrenger Herr Papa, sie solle möglichst in der Mitte des Monats August in Leipzig wieder eintreffen, da der Sohn seines weiland Freundes Magister Erbser, der Doktor Medizinae Jobst Erbser, seinen hochwerten Besuch angemeldet habe, und der Herr Papa ließ durchblicken, daß ihm eine Verbindung seiner Tochter Jeannette mit eben besagtem gelehrten und reputierlichen Herrn sehr erwünscht sei, sintemalen ihn der Herr Doktor gebeten habe, ob er sich um die Gunst der Demoiselle bewerben dürfe.

Aber Jeannette hatte ihr allerliebstes Stumpfnäschen keck erhoben und Mamsell Brausewetter, ihrer Begleiterin, Vertrauten und Wärterin aus der Kinderzeit trotzig erklärt, daß, wenn der Doktor Medizinae Erbser noch so reputierlich und manierlich sei, sie ihn doch höchst ungnädig behandeln würde.

Jeannette trug nämlich ein Ideal in ihrem neunzehnjährigen Herzchen, natürlich im tiefsten Winkel verborgen, das hatte schwarze Augen, so ganz eigen feurig, milchweißen Teint, rosige Wangen und eine hohe, schlanke Gestalt. Gesehen hatte sie diesen Aufbund von Schönheit vor vier Jahren, wo er ihrem Papa eine kurze Visite gemacht hatte.

Sie war damals im Garten gewesen, hatte in einem himmelblauen Kleide mitten unter Gelbveiglein, Reseden und Rosen gestanden, als der Monsieur tiefgrüßend an ihr vorübergeschritten war, und sie nach Art eines sein sittsamen Jungfräuleins hatte mit einem Knix und gesenkten Augenlidern seinen Gruß erwidert.

Doch als sich die Gartentür hinter dem charmanten Herrlein geschlossen hatte, war Jeannette — sie konnte damals nicht widerstehen, in die Jasminlaube an der Gartenlaube geeilt. Von da aus konnte man den Weg übersehen, und sie hatte dem Junker nachgeblickt, und auch er hatte sich umgeschaut, das hübsche Jungfräulein entdeckt und grüßend seinen Dreispitz geschwenkt. Seitdem hatte das Bild des schönen fremden Junkers sich tief in Jeannettes kleines Herz und eigensinniges Köpfchen eingegraben. Und damals hatte sie gelobt, keinem anderen als Ehegespons zu folgen, als dem schwarzäugigen Fremden, oder unvermählt zu sterben. Und jetzt wollte man so eigenmächtig über ihr Herz und ihre Hand verfügen. Das ließ sie sich einfach nicht gefallen.

Immer weiter rasselte die Postkutsche. Der Schwager hatte eben das schöne Lied beendet: „Gestern abend in der stillen Ruh", als der Wagen an einer Station vorfuhr, wo die Pferde gewechselt werden sollten. Auch ein Reisender schien noch mitzuwollen, er sprach mit dem Posthalter und drehte der Postkutsche den Rücken zu, so daß Jeannette sein Antlitz nicht sehen konnte. Doch sie mochte es auch gar nicht sehen, sondern hatte eben in ihrem tiefsten Innern allen Männern Fehde geschworen, den einen schwarzäugigen natürlich ausgeschlossen. Und richtig, der Fremde wandte sich jetzt und schritt auf die Postkutsche zu.

Schnell schloß Jeannette die blauen Augen, um ihn nicht zu sehen. Jedoch als er mit höflichem Gruß einstieg, blinzelte sie ein ganz klein wenig — neugierig wie alle Evastöchter — unter den fest geschlossenen Lidern hervor. Doch erblickte sie, da der Fremde sehr hoch gewachsen war, nichts weiter, als hohe, belackte Stulpenstiefel, ein grünseidenes Beinkleid und als der schwarze Reisemantel mit den großen silbernen Knöpfen an der Wagenlüre hängen blieb, noch einen pfirsichfarbenen Rock mit langen Frackschößen.

Der mächtige Koffer des Fremden war oben auf die Postkutsche befördert worden, jedoch brachte er, gleich Jeannette, auch noch etliches Handgepäck mit. Und da Mamsell Brausewetter die zwei noch freien Sitze mit den Schachteln und Schächtelchen ihrer Demoiselle belegt hatte, und der Fremde es durchaus nicht leiden wollte, daß die Mamsell all diese Sachen auf ihren Schoß nahm, so war Mamsell Brausewetter bald im schönsten Gespräch mit ihm. Galant erklärte der Fremde, sich zum Postillon setzen zu wollen, doch das wollte natürlich die Mamsell nicht leiden, und schließlich einigte man sich dahin, daß Mamsell Brausewetter und der Monsieur beide das Gepäck zur Hälfte auf ihre Knie nehmen wollten. Und bald thronten denn einige von Jeannettes Schachteln auf den grünseidenen Unaussprechlichen des fremden Junkers.

Wieder setzte sich die Kalesche in Bewegung. Und da jetzt noch ein Monsieur zugestiegen war, dem es sicher auch nicht auf ein gutes Trinkgeld ankam, so schmetterte der Schwager abermals seine lustigen Weisen in die Lüfte, und die Peitsche knallte dazu, daß es eine Lust war.

Der Fremde saß neben Jeannette, die sich schlafend stellte, und beobachtete ab und zu heimlich das reizende Gesichtchen, so weit es unter der gepuderten Perücke und dem großen Federn- und Rosenhute sichtbar war.

Zu gern hätte er mit der Demoiselle ein Gespräch angeknüpft, aber das ließ sich schicklich nicht machen, er konnte sie doch unmöglich in ihrem süßen Schlummer stören. Und so begnügte er sich damit, liebevoll ihre Schachteln und Schächtelchen an sich zu drücken.

Der lachende Sonnenschein war vorüber. Grau, trübe, einförmig sah der Himmel aus, und bald begann ein feiner Sprühregen hernieder zu rieseln. Immer dunkler wurde es in der Postkutsche. Mamsell Brausewetters Kopf mit dem unförmlichen Hute schwankte herüber und hinüber, bis er schließlich in der Wagenecke Ruhe fand. Bald hörte man denn auch von dieser Ecke her ein ganz behagliches Schnarchen — Mamsell war süß und fest entschlummert.

Immer schmutziger und aufgeweichter wurden die Chausseen, der Wagen schwankte oftmals bedenklich hin und her, und als er in eine tiefe Furche geriet und einen mächtigen Stoß erhielt, wurde Jeannette zur Seite geschleudert. Ihr reizendes Köpfchen mit dem Rosenhute fiel ziemlich unsanft an ihres Nachbars Schulter, denn bei der Berührung gleich ein süßer Schauer vom Scheitel bis zu den Zuhspitzen lief.

Besorgt erkundigte er sich bei der Demoiselle, ob sie sich auch nicht weh getan oder gar verletzt habe. So war denn Jeannette, wollte sie den manierlichen Junker nicht absichtlich beleidigen, gezwungen, ihn anzuschauen und — trügen sie denn ihre Augen in dem ungewissen Dämmerlichte der Kalesche? Das ist ja wirklich und wahrhaftig ihr schwarzäugiges Ideal, das zu ihr spricht. Wie eine süße Melodie klingt Mamsell Brausewetters Schnarchen an ihr Ohr, die wird so bald nicht erwachen, und sie ist allein, ganz allein mit dem Geliebten! Welch' himmlisches Gefühl!

Und ihres Nachbars Herz schlug wie ein Hammer unter dem pfirsichfarbenen Frack. Das ist ja die süße Demoiselle, die damals in dem himmelblauen Kleide unter den Gelbveigleln, Rosen und Reseden gestanden und ihm von der Jasminlaube nachgeschaut hatte, sein Bräutchen in spe, wenn es ihm gelang, ihre Gunst zu erringen. Die Einwilligung von hochdero Vater besaß er ja schon.

Und er beginnt mit angenehmer einschmeichelnder Rede und gar fein gesetzten Worten zu Demoiselle zu sprechen. Und Jeannettes Herz brennt lichterloh. Als sie bei einer Wegbiegung nach einem unsanften Ruck des Postwagens wieder einmal an seine Schulter sinkt, legt er ganz fein sacht und manierlich den Arm um sie, während er mit dem anderen die vielen Schachteln hält, und Jeannettes Blick verstohlen nach der schnarchenden Mamsell Brausewetter schweift.

Ach, lieber Himmel, wer doch jetzt sterben könnte, fährt es ihr durch den Sinn, indem ihres Nachbars Arm sie fester umschlingt und die Schachteln nahe daran sind, von den Grünseidenen herabzurutschen. Es dauert denn auch gar nicht lange, da gibt es einen lauten Krach und die Schachteln mit samt ihrem Inhalt liegen am Boden. Die plötzlich erwachte Mamsell Brausewetter weiß nicht, soll sie mit entsetzten Augen auf das Chaos der tausend Gegenstände schauen, die verstreut umherliegen, oder auf ihre Demoiselle und den fremden Monsieur, die eben bei ihrem Erwachen — sie sah es genau — erschreckt auseinander fuhren.

„Um Himmelswillen, Demoiselle", zetert Mamsell Brausewetter, „wenn das der gnädige Herr Papa wüßte. O, daß ich auch einschlafen mußte!"

„Und Monsieur!" wendet sie sich an den schwarzäugigen Fremden, „ist es Sitte, daß ein manierlicher, reputierlicher Junker ein sittsam Jungfräulein küßt, das von hochdero Vater einem wohlbestallten Doktor Medizinae angelobt ist?"

„Wie? Was?" kommt es entsetzt aus des Fremden Munde.

Und Jeannette schluchzt: „Ich heirate den aufgedrungenen Freier aber nicht! O, wenn ich doch sterben könnte!"

Und hastig kramt sie in ihrer Tasche nach des Vaters Brief und reicht ihn dem Fremden: „Retten Sie mich, bitte, Monsieur", kommt es flehend von ihren Lippen. „Sie können doch nicht dulden, daß ein unbeschütztes Jungfräulein so verschachert wird. Ich kenne den entsetzlichen Doktor Erbser nicht mal! O, wenn er doch bei des Teufels Großmutter bliebe!"

„Um des Himmelswillen!" ruft atemlos Mamsell Brausewetter und bekreuzigt sich von allen Seiten. „Wie kann nur die Demoiselle solch lästerliche Reden führen!"

Nur der Fremde hat seine gute Laune wieder gefunden. Er schaut bald von Mamsell Brausewetter zu Jeannette und umgekehrt, mehrmals öffnet er auch den Mund zum Reden, doch bei dem Gezeter der beiden Frauen kann er gar nicht zu Worte kommen.

Schnell springt er aus der Kalesche, um den beiden Frauen beim Aussteigen mit behilflich zu sein, als sich ihm auch schon eine Hand entgegenstreckt.

„Willkommen, mein lieber Doktor Erbser", sagt die Stimme von Jeannettes Vater, und aus dem Innern der Kalesche klingt ein kaum unterdrückter Freudenschrei. Mit einem Satz ist die Demoiselle Jeannette aus dem Wagen gesprungen, daß die hohen Hackenschühchen nur so klappen und hängt ihrem Vater am Halse und Mamsell Brausewetter flüstert für sich: „Es ist gerade, als ob der leibhaftige Satanas sein Spiel getrieben hätte." Und auch später noch, als das junge Paar schon längst verheiratet war, meinte sie, in der Postkalesche sei es damals nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Krach!

Von Ernst Konrad.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten eben eine recht amüsante Vorstellung im „Apollo" genossen. „Nun, mein Berechtester", meinte der Berliner Agent Köhler zu seinem Besuch aus der Provinz, dem Fabrikanten Deimling, „wenn's schon 'mal ein angeeisenen Vormittag ist, dann werden wir uns allein doch nicht auf die Soliden rausbeißen. Gehen wir also mit dem Schlachtruf „Halt und Halt" in Lucau Ecran Bois Zinlinder-Destille."

Und sie hockten auf den niedrigen Sesseln und stippten die Stiefelspitzen auf das Gitter des Kamins.

„Tausend", schleckerte der Provinzler, „das Zeug schmeckt wirklich nicht uneben."

„Pah", lachte der Berliner, „das Zeug kann der ärmste Mensch trinken, wenn er's hat. Solche Chosen kennt Ihr wohl in Eurem Posemuckel nicht?"

„Aber gestatten Sie ...", Herr Deimling erhob sehr energisch Protest. „Na, na, Vetter", lachte der Großstädter, „damit wird's nicht weiter her sein. Und ich meine, selbst wenn Sie zu Hause solch' eine Durst-Still-Station hätten, würden Sie doch nicht hineingehen.

„Hm, hm", machte der Provinzler, „das is so' ne Sache. Meine Frau meint allerdings, ich könnte mich in 'ne Weinstube auch setzen, das gestatteten mir meine Verhältnisse. Die Konkurrenz aber sagt, ich sei kaum für die Destille zahlungsfähig, denn jede Mehrausgabe würde mich in den Konkurs treiben. Und zumal die guten Freunde: der eine empfiehlt mir Beitreten, und dabei kommt er selbst vor Morgengrauen nie nach Hause; der andere flüstert hinter meinem Rücken davon, daß ich ein Alkoholiker sei, und jetzt dabei seinen Magen täglich zwei Zentimeter unter Spiritus und der dritte hebt meine Don Juan-Eigenschaften hervor und hat sich eine Kellnerin zur linken Hand anrauen lassen. Schließlich mein früherer Hausarzt: der gönnt mir keinen Blick mehr. Der hat mir schon vor drei Jahren erklärt, daß mich der „Suff" sofort unter die Erde bringen werde. Daß ich trotzdem heute noch lebe, verzeiht er mir niemals ...."

„Sie Aermster", bedauerte ihn der Berliner, „da sind Sie wirklich zu bedauern. Aber machen Sie doch mal Krach!"

„Krach?" staunte der Fabrikant, „Krach?"

„Natürlich", bekräftigte der Berliner mit einem Faustschlag auf das neben ihm stehende Tischchen, „Höllenkrach, Milliardenkrach ...."

„Ja, wie meinen Sie denn das?"

„Werde ich Ihnen sofort zeigen", erklärte der Großstädter und gab dem japanesischen Tischchen einen Fußtritt, daß es bis in die Mitte des Schanktraumes schlitterte, „Kellner, Kellner, Kellner ...."

Mit Blitzesschnelle eilte der Berackte herbei. „Der Herr wünschen ...?"

„Zum Donnerwetter", schnaupte der, „wie können Sie denn Ihren Gästen allerhand unnütze Möbel in den Weg setzen!"

„Aber entschuldigen Sie ...."

„Ich entschuldige gar nichts", spekakelte sein Gegner, „Ordnung aber verlange ich in einem Lokale, in dem ich verkehre, verstehen Sie? Und wenn Ihnen das nicht paßt, so werde ich mich beim Wirte beschweren, verstehen Sie? Sie sind ja ein höchst unzivilisierter Europäer, verstehen Sie? Einen solchen Menschen von Kellner habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Der Wirt wird Sie rauschmeißen, auf der Stelle entlassen, Sie .... Sie .... Sie!"

„Mein Herr, aber was — —"

„Dummer Mensch, mit Ihnen lasse ich mich in eine Diskussion überhaupt nicht ein .... Noch zwei Füllungen — aber dalli, wenn ich bitten darf!"

„Sehr wohl, gnädiger Herr" — der Kellner eilte von dannen, servierte noch zwei Schnapschen und strich dafür das fürstliche Trinkgeld von fünfzig Pfennig ein, über das er taktvoll quittierte.

„Sehen Sie", triumphierte der Berliner, „das nennt man hier „Krach", und wenn Sie zu Hause auch so vorgehen, dann ist der Sieg immer auf Ihrer Seite."

„So, so", meinte der Provinzler, „nun, ich kann's ja mal versuchen. Nutzt es nichts, dann schadet's auch nichts."

„Schaden — ner, Vetter, schaden kann so ein Gefühlsausbruch niemals", bemerkte mit wichtiger Miene der Berliner, „im Gegenteil, den Menschen gefällt das Temperamentvolle!"

* * *

Fabrikant Deimling schien von seiner Berliner Reise schlechte Laune mit nach Hause gebracht zu haben. Er „schnauzte" bald den Kontortdiener, bald das Stubenmädchen an, was er sich sonst noch nie erlaubt hatte. Aber er merkte doch, daß er mit seinem „Temperament" Erfolg erzielte, denn man war ihm selten mit so großer Dienstwilligkeit begegnet wie jetzt. Und dabei war er noch immer verhältnismäßig zahm aufgetreten, wie würde es erst werden, wenn er erst mal ordentlich „Krach" machte. Er wartete nur auf die erste beste Gelegenheit, um endlich seinem Herzen kraftvoll Luft zu machen. Und diese Gelegenheit bot sich schneller, als er erwartet hatte.

„Eduard", erklärte ihm Mittwoch mittag seine Frau, „heut' abend müssen wir Onkel Wilke einen Besuch abstatten."

„I wo", protestierte Eduard, „heut' hab' ich bekanntlich meinen Kegelabend."

„Ist ganz gleich", beharrte seine Frau auf ihrem Willen, „zum Onkel Wilke muß Du mit, um ihm zu seinem 93jährigen Jubiläum als Hausbesitzer zu beglückwünschen."

Schon wollte Eduard los „krachen", aber seiner Frau gegenüber erschien ihm das doch nicht angebracht, weil er aus Erfahrung wußte, daß die auch über etwas „Temperament" verfügte. Da war es geratener, milde Saiten aufzuziehen. Aber dieser alte Ego, dieser Onkel Wilke! Wie konnte der sein Jubiläum gerade auf Mittwoch verlegen und ihm so die Kegelfreude verderben. Na, dem wollte er schon einen ordentlichen Tanz vorführen! Und mit furchtbarem Groll im Herzen begleitete er seine Frau hinunter in das Jubelhaus.

Als ihm das Mädchen für alles den Ueberrock abnahm, gab's schon eine kleine Explosion: „Gehen Sie mit meinem Rock behutsamer um", fauchte Eduard, „Sie denken wohl, ich bekomme meine Kleider geschenkt?" Und als er im Korridor über den Läufer stolperte, räsonnierte er so laut, daß man es im Zimmer hören mußte: „Warum ist denn hier keine Gasflamme angesteckt? Natürlich, nur durch solche Knauserei kann man es in jungen Jahren zum Hausbesitzer bringen."

Onkel Wilke öffnete die Zimmertür, um sich nach der Ursache des Spektakels zu erkundigen. „Aber mein Freund", — er musterte verwundert den Ankömmling, — „Sie scheinen mir etwas erregt zu sein ..."

„Da soll man nicht erregt sein", tobte Eduard und schob den Onkel zur Seite, „verrückt kann man hier werden, verstehen Sie? Ich lasse mir nicht die Kleider vom Leibe reißen, auch den Hals will ich bei Ihnen nicht brechen, verstehen Sie? Ueberhaupt haben Sie Ihr bißchen Vermögen doch nur Ihren Mietern abgegaunert, Sie Grund- und Bodenwucherer Sie!"

Onkel Wilke schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Als aber Eduard eine neue Beleidigung herausschleuderte, stieg auch ihm das Blut in den Kopf.

„Sind Sie hierher gekommen, um mich zu beschimpfen?" brauste er nun auch auf. „Hinaus mit Ihnen ..." und ehe Eduard noch weiter den Mund aufzutun vermochte, war er sich der „Trag"weite der kräftigen Arme des Onkels schon bewußt: er stand plötzlich vor dem Kleiderständer, das Mädchen für alles half ihm seinen Ueberrock an, riß die Korridortür auf und als Eduard in lebhaftem Protest dem Türrahmen einen derben Tritt versetzte und kreischte: „Krach werd' ich Euch machen, kannibalischen Krach ...." stolperte er auch schon die Treppe hinunter und das Mädchen für alles schlug eine helle Lache hinter ihm drein. Diese Expedition treppab war natürlich mit ziemlichem Gepolter verbunden, so daß der Portier wutschnaubend aus seiner Loge stürzte: „Herrr, was fällt Ihnen denn ein? Ich habe darauf zu achten, daß Ruhe im Hause herrscht und jeden Krawallmacher dugliere ich an die frische Luft ...." und schon wieder machte sich eine gepanzerte Faust an Eduards Rockkragen zu schaffen und Rock nebst Inhalt wurden schonend zwar, aber doch mit Energie auf den Bürgersteig gestellt.

„Tausend noch einmal", knurrte Eduard, „das scheint ich diesmal nicht geschickt genug angefangen zu haben — aber wartet nur, ich werde mir das schon anlernen", und damit schlug er den Weg nach der Kegelbahn ein. Die Partie war schon im besten Zuge und man wollte den Spätling nicht mehr einrangieren. Der Zigarrenhändler Krause meinte sogar: „Wenn wir diese Bummelei einreißen lassen, kommt kein ordentlicher Stamm mehr zustande. Also müssen wir auf pünktliches Antreten halten — wir können auf einen solchen Pantoffelhelden nicht warten bis ...."

Kaum hatte Eduard den Ausdruck „Pantoffelheld" vernommen, da stieg ihm auch schon wieder die Galle ins Blut. Wie eine toll gewordene Rakete fuhr er auf seinen Gegner los: „Sie Giftmudel-Verkäufer Sie, wie können Sie so dumme Reden führen, verstehen Sie? Ihre Glimmstengel taugen des Teufels was verstehen Sie? Die Bude müßte man Ihnen zusperren, verstehen Sie?"

Der Zigarrenhändler verfärbte sich. „Unverschämt", murmelte er, dann aber rief er überlaut: „Kellner, 'nen anderen Gast werd' ich mir schon selbst besorgen", und Eduard fühlte sich gegen die Glastüre des Vorraumes der Kegelbahn gedrängt .... eine Scheibe krachte und im Garten stand er. Ein Windstoß fegte ihm den Hut vom Kopf, hinter dem er wohl oder übel hertrotten mußte.

An diesem Abenteuer hatte Eduard für diesen Tag genug und er beschloß, sein trautes Heim aufzusuchen. Ah — merkwürdig: der Salon war noch erleuchtet. „Die Gnädige ist bereits zu Hause", meldete ihm das Stubenmädchen. Eduard trat zögernden Schrittes in den Salon. Die Gnädige hatte es sich auf dem Diwan bequem gemacht.

„Guten Abend, meine Teuerste"

Eisiges Schweigen.

„Hemm, hemm", räusperte sich Eduard. „Hemm — — Onkel Wilke schien heut sehr ungnädig zu sein."

Auf die Erwähnung des Onkels schien die Gnädige nur gewartet zu haben.

„Was?" sie markierte ein nervöses Schluchzen, „Du Barbar, Du Un-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050416067/fragment/page=0002